

# Mir zuliebe.

Roman von Erich Oberstein.

(22. Fortsetzung.)

Ein Mädel mußte sehen, daß er  
gewissen heimlichen Einverständnis  
zwischen ihnen waltete, und daß sich  
die anderen beiden Frauen völlig  
verstummen.

„Du mußt doch fühlen, daß du  
keine Frau für ihn wärest, und daß  
seine Mutter dies erkannte. Über-  
haupt ist er kein Mann, mit dem  
man tobt!“ Es gibt andere —  
sag ihm doch seinem Beruf und sei-  
ner Mutter!”

Jetzt brach Emma in ein schallendes  
Gelächter aus, von dem sie sich  
lange nicht erholen konnte. Endlich  
rief sie, sich die Lachtränen trocken-  
besichtig: „Du bist wirklich so kom-  
isch, Gertrud! Zu und — Lauter-  
bach! Es ist zum Schließen! Fällt  
mir doch gar nicht ein, und ihm noch  
weniger. Weißt du denn nicht, daß  
er eine unglückliche Liebe hat? Sei-  
ne Mutter selbst verriet es mir.“

„Eben darum. Das oddest man  
aber du — was soll dein Gebären  
denn bedeuten? Und heute gar —  
dieses Geheimnisträumerei!“

„Ach Gott, ich wollte ihn ja nur  
ein wenig gestreuen, damit er auf  
andere Gedanken kommt. Er tat mir  
so leid, und was unser Geheimnis  
betrifft —“

„Ich brauche es nicht zu wissen.  
Aber dies sage ich dir, Emma: über-  
morgen reisen wir nach Wien!“

„Mit dem größten Vergnügen, liebe  
Gertrud. Ich wollte dir soeben den  
gleichen Vorschlag machen, denn mit  
der Arbeitsstunde, die ich hier gründen  
wollte, ist es so nicht.“

„Nein, Du wirst sie in Wien  
gründen.“

„Das nun eben nicht. Ich werde  
sie nämlich überhaupt nicht grün-  
den.“

„Nicht? Aber —“

Jetzt strahlte Gertrud die Schwester  
Emma aus, und da sie ihn mit wein-  
endem Gesicht sah, sprach er:  
„Weil ich heiraten werde! Hast du  
denn wirklich gar nichts gemerkt, du  
weiße — dumme Gertrud? Die  
vielen Briefe, die ich bekam den Som-  
mer über — und heute den vielen —  
zehn Seiten waren drin, ein be-  
schrieben — da teilte er mir mit, daß  
er die Stelle bekommen hat und fragt  
an —“

„Er? Wer denn? So sprich doch  
vernünftig!“

„Nun — Marberg doch!“

„Marberg?“

„In vier Wochen will er hei-  
raten.“

Gertrud starrte tief auf. Dann  
umarmte sie die Schwester herzlich.  
„Ich freu mich ja mit dir, Klein-  
es, daß du so glücklich bist! Gott  
gebe, daß du es immer bleibst!“

„Ach, Gertrud, wenn du doch auch!  
— Ich dachte immer — und ich glaube,  
Frau Lauterbach hofft es im  
Stillen auch.“

„Still!“ sagte Gertrud hastig  
und legte ihre Hand auf die roten Lip-  
pen der Schwester. „Dann ist es  
du nie sprachen! Er war mir früher  
manchmal wie ein erhabenes Vorbild,  
aber Liebe — nein, Liebe ist das  
nicht! So wie ich nun einmal bin,  
dann ich mich mit ganzer Seele nur  
hingeben an eine Sache, nie an eine  
Person. Vielleicht ist dies unnatür-  
lich; aber ich ist es nicht gut, daß  
es auch Frauen gibt, die eben so  
empfinden!“

„Gewiß! Aber —“

Gertruds Augen nahmen plötzlich  
ein weiches, leuchtendes Glanz an.  
„Du darfst nicht glauben, daß dein  
Glück je größer sein könnte als das  
meine! Für Mann und Kinder, die  
du haben wirst, habe ich die ganze  
Menschheit, und das ist viel, Emma,  
so viel, daß kein Wort es aus-  
drücken kann. Dein Glück ist ein  
Quell, der auch versiegen kann, das  
meine ein unaufhörlich fließender  
Strom, wo ein Tag tausendfach wie-  
berbringt, was der vergangene nahm.  
Wir geben beide! Du aber gibst  
einem und gibst um deiner  
selbst willen — ich allen und um ih-  
retwillen!“

Drüben im Wohnzimmer saßen zur  
selben Stunde Mutter und Sohn  
schweigend beisammen.

Frau Lauterbach warnte, daß Ernst  
für sich nicht von seinem Zogenort  
erzählen oder vielleicht von Emma zu  
reden beginnen würde.

„Aber er sah abgelenkt in der  
Sofade, rauchte seine Zigarette und  
schweig. Während die alte Frau  
Stärpfe ausbeleierte, beobachtete sie  
ihn heimlich unausgesprochen.“

„Und dabei wurde ihr Mutterherz  
immer schwerer. Ganz plötzlich sah  
sie, was sie monatelang nicht hatte  
sehen wollen: daß seine einst glatte  
Eitrin folgenreiche Linien aufwies, die  
Züge eines scharfen, freudlosen und  
verbitternen Ausdruck bekommen hat-  
ten, und der Blick seiner dunklen  
Augen noch melancholischer geworden  
war.“

Die angstvolle Unruhe, welche sie  
heute befiel, stand stark quälte, wachte.  
Was ging in ihm vor? Warum sprach  
er sich denn nie mehr mit ihr aus,  
wie in früheren Tagen, da er all  
seinen Kummer vor ihr ausgeschüt-  
tet hatte? Ach, sie wußte es wohl:  
er konnte ihr die Freude nicht ver-  
gessen, die sie damals gegen die  
Senja Wessendorf's Verlobung be-  
kannt wurde.“

„Von da an stand etwas wie eine  
Mauer zwischen ihnen. Er hatte  
Sentas Namen nie wieder vor ihr ge-  
nannt, und was er sprach, bezog sich  
nur auf seinen Beruf oder äußerliche  
Dinge des täglichen Lebens.“

„Aber jetzt, wenn er doch sein Herz  
sich einer anderen zuwenden wollte,  
warum sprach er nicht von dieser we-  
nigstens zu ihr?“

„Hatte sie sein Vertrauen denn ganz  
verloren?“

„Heiß fleg die Angst in ihr empor.  
Nur das nicht! Lieber in alles willigen,  
sich in alles ergeben, aber seine  
Liebe behalten.“

„Ernst“, sagte sie plötzlich, „Ger-  
trud will übermorgen mit ihrer  
Schwester nach Wien zurück.“

„So?“ Er blinzelte gleichgültig auf.  
Seine Stimme war völlig unbewegt.

„Nun, Gertrud wird sich eben wieder  
nach Tübingen begeben.“

„Ja. Aber ich meine, wir sollten  
sie doch noch nicht fortlassen.“

„Warum? Was haben wir Recht,  
sie zu halten.“

„Ich dachte nur so. Du wirst sie  
doch auch sehr vermischen. Emma's  
Geheißertei zerstreute dich ein wenig —  
ihre wart so gut zusammen in der letz-  
ten Zeit.“

„Gewiß, Emma ist ein liebes, heit-  
eres Wesen, das wie ein Sonnen-  
strahl um sich wirft. Es wird natü-  
rlich sehr still werden bei uns, wenn  
sie geht.“

„Dann lassen wir sie eben nicht  
fort!“

„Ach, was glaubst du, Mutter!  
Die liebe ich ja nicht mit zehn Pfren-  
den länger halten jetzt.“ Er lachte  
leise und ein wenig wehmützig in sich  
hinein. „Die will doch das Hohe  
Lied der Liebe singen und dann es  
toll erwarten, ihren Partner —“

„Er unterbrach sich erschrocken — so,  
schäm! Da hab' ich nun was Neues  
angefangen. Mädelchen, du darfst mich  
nicht verraten — Emma will näm-  
lich Frey Marberg heiraten, und Ger-  
trud weiß es noch nicht, ich allein  
war ihr Vertrauter — und da ver-  
gibt sie ja in meiner Vertraulichkeit,  
daß die Geschichte verläufig noch Ge-  
heimnis ist. Laß dir also ja nicht  
merken, bis Emma oder Gertrud es  
die selbst mitteilen.“

Frau Lauterbach war sprachlos vor  
Überraschung.

Das also war das Geheimnis, das  
Ernst mit Emma verband! Sie  
wußte nicht recht, sollte sie sich freuen  
darüber oder nicht. Gewiß wäre  
Emma ihr nicht die erwünschteste  
Schwiegermutter gewesen, aber —  
würde nicht alles besser gewesen, als  
ihn sich so weiter heimlich abhürmen  
zu sehen?

Mechanisch tat sie ein paar Fragen,  
die er zerspreizt beantwortete. Dann  
stotzte das Gespräch eine Weile, bis  
die alte Frau es entschlossen wieder  
aufnahm.

„Und Gertrud? Wird sie dir gar  
nicht fehlen? Mit ihr hastest du ja  
doch beruflich so viele Anknüpfung-  
spunkte.“

„Das schon, Mädelchen. Aber  
siehst du — ich weiß nicht, ob du  
mich verziehen wirst darin — so sehr  
ich Gertrud achte und verehere, ich  
habe doch immer die Empfindung ne-  
ben ihr, als könnte etwas Unper-  
sönliches von ihr aus, das entfallend  
wirkt. Irigend etwas, das mir  
nun einmal gewohnt ist, an der  
Frau zu sehen, fehlt ihr, so schön und  
klar sie ist.“

„Und ich meinte gerade immer von  
dir, Ernst, daß du Liebe bei Frauen  
zu fassen wüßtest! Es ist Gertrud's  
größter Vorzug vor ihren Ge-  
schichtsgenossinnen, daß sie die klei-  
nen weidlichen Mittelchen und Künste  
versteht, wodurch sie stets die  
Aufmerksamkeit auf sich zu lenken  
suchen. Ihr fehlt jede Spur von  
Kohärenz, sie ist wie ein Mann:  
klar, gleichbedeutend und kühl, und  
doch hat sie gar nichts Eomanziertes  
an sich. Ein Mann könnte sich fürs  
Leben keinen besseren Kameraden  
wünschen.“

„Zugegeben. Aber — der Mann  
wird eben instinktiv mehr vom Weib-  
lich. Der Kamerad kommt erst in  
zweiter Linie. Und dann nicht tief-  
lich mit weicher Anknüpfungsfähigkeit  
verbunden sein? Ich habe Gertrud  
nun einmal wirklich warm und hin-  
gebend sprechen gehört, und damals  
galt es einer Sache, einer Person.  
Sie zwang mich zur Bewunderung in  
jener Stunde, ich fühlte mich hingeris-  
sen, ihr ergeben, ganz — ihrem  
Wann... ja, ich fühlte mich ihr selb-  
st noch nahe, aber — nicht in dem  
Sinn, wie der Mann sich sonst dem  
Weibe nahe fühlt, in Momenten tie-  
fer, feilischer Erregung, wo er in-  
stinktiv Ergänzung seiner selbst sucht.“

Schon damals empfand ich sehr deut-  
lich den defizienten Zug ihres We-  
sens, der eine kühle Zone schafft, zwi-  
schen sich und seiner persönlichen Um-  
gebung.“

„Schade“, seufzte die Mutter, „sehr  
schade! Ich hoffte immer, du würdest  
eines Tages erkennen, daß Ger-  
trud trotz allem, was du soeben sa-  
gest, doch sehr gut zu dir gepaßt  
hätte.“

„Da war es heraus. Sie konnte es  
nicht länger zurückhalten, einmal  
mußte sie es ihm sagen.“

Jetzt hing ihr Bild gespannt an  
seinen Zügen, in denen sich peinliche  
Betrossenheit spiegelte.

„Eine Weile blieb es still. Dann  
murmelte er fast vorwurfsvoll:  
„Was hast du gedacht, Mutter?  
Wüßtest du denn so wenig, wie es  
mit mir stand? Glaubst du wirk-  
lich, ich könnte — die eine je ver-  
lassen?“

Sie brach plötzlich in leidenschaft-  
liches Schluchzen aus.

„Ach, Ernst! Immer noch sie, im-  
mer diese, die dich doch gar nicht ge-  
liebt? Hat sie dich nicht selbst ver-  
lassen und einen andern erwählt?  
Und wirst du nicht schon vorher  
ganz heiter und zufrieden, so daß ich  
wohl freute und anmahnte, du habest  
sie vergessen? Wolltest du damals  
nicht fortgehen von Wien, ohne Ab-  
schied zu nehmen? Erst später ging es  
wieder an in dir, nachdem sie sich ver-  
lobt hatte.“

„Nein, Mutter“, antwortete er leis-  
e, „so war es nicht. Als ich heirat-  
en sollte, das war, weil alles gut und  
ausgefallen schien zwischen uns, und  
ich nur mehr auf den Erfolg ihrer  
Unterbrechung mit dem Eltern war. Sie  
wollte mir nach acht Tagen Bot-  
schaft senden. Aber es kam keine —  
und dann.“

Er stand auf und begann mit gro-  
ßen Schritten planlos im Zimmer  
herumzuwandern.

Frau Lauterbach's Tränen waren  
rührend in dem fernen Schred,  
daß sie bestill und wie mit etlichen  
Tagen unklammert hielt.

Er hatte die entscheidende Antwort  
erwartet, und sie — sie hatte den  
Brief damals —

Mit einem Aufschrei warf sie sich  
plötzlich an seine Brust. Ihre zittern-  
den Finger umkrampften seinen Hals,  
in tödlicher Angst bohrte sich ihr  
Bild in den seinen.

„Vergiß, Ernst — oh, vergiß mich  
nur! Ich — ich — die ich nichts  
als dein Glück im Auge hatte, bin ja  
schuld daran!“

„Und während er fassungslos, wie  
gelähmt, auf sie niedersah, stam-  
melte sie ihr Gedanken in zufam-  
menhanglosen Worten, fiebernd vor  
Aufregung, heraus.“

„Er sagte lange nichts. Nur ihre  
Hände ließ er von seinem Nacken,  
und sein Blick wandte sich gesäubert  
von ihr ab.“

„So also habe ich sie verloren —  
durch dich“, kam es endlich leise über  
seine weit gewordenen Lippen. Dann  
wandte er sich ab.

Er wollte gehen. Aber die Mutter  
klammerte sich an ihn.

„So nicht“, sammelte sie lebend,  
„so nicht, Ernst — habe Mitleid!  
Vergiß mich — ich tat es ja nicht  
in böser Absicht! Du bist mein Alles  
auf Erden — willst du mich von mir  
nehmen, weil ich dich zu sehr geliebt  
habe?“

Traurig zog er sie an seine Brust  
und streichelte mitleidig das alte,  
runzlige, jetzt por Ängst so bleiche Ge-  
sicht.

„Nein, Mutter — sie war das  
Glück meines Lebens, aber du konntest  
das wohl nicht wissen. Wir  
wollten vergessen, was geschah, da es  
zu spät ist — gutzumachen. Nur ein-  
es verpflanze mir: Rede nie darüber,  
denn ich könnte das jetzt nicht mehr  
ertragen!“

Emma Schenter packte die Koffer,  
während sie leise mit glücklichem  
Lächeln ein Volkslied vor sich hin-  
stimunte.

Zuweilen blühte sie verflochten  
nach Gertrud hinüber, die am Fen-  
ster saß und mit erster Wiene Briefe  
las.

„Draußen senkte sich leise der Herbst-  
abend nieder.“

Gertrud, die ihre Briefe in die  
Tasche geschoben hatte, blühte lange  
nachdenklich hinaus in die Landschaft,  
deren leuchtender Farbenspiel alle-  
mäßig erlich und in düsteres Grau  
überging.

Dann erhob sie sich und ging hin-  
unter in den Garten, wo Frau Lau-  
terbach schon über eine Stunde unü-  
tig zwischen den abgeernteten Gemüse-  
beeten umherging, als wiffe sie nicht,  
was beginnen.

Gertrud schob ihren Arm in den  
der alten Frau.

(Schluß folgt.)

Die Verle.

„Sie ist gekommen!“ rief Frau  
Ise dem Gatten freudestrahlend ent-  
gegen, „etwa so, wie der Dichter ver-  
kündet: „Der Mai ist gekommen!““

„Das „sie“ bezog sich in diesem Falle  
auf eine höchst wichtige Persönlichkeit:  
auf Dora, die neue „perfekte Köchin.““

„Ich sage Dir, sie ist eine Verle!“

„Ich jage Dir, sie ist eine Verle!“  
fuhr die junge Hausfrau frohlockend  
fort. Herr Werther lächelte etwas  
stetisch zu dieser Bemerkung, denn  
wie viele solche „Perlen“ hätten bei  
ihrem Eintritt sein Weibchen schon  
entzünd. Ihre Begeisterung hatte aber  
regelmäßig einen argen Stich erlitten,  
denn stets stellte es sich schon in frü-  
herer Zeit heraus, daß diese „Perlen“  
nicht waren. Die letzte Beherrsch-  
erin der Küche z. B. gab sich anfangs  
redlich Mühe und zeigte wirklich gut,  
bald aber verprügelte sie jede Maßzahl  
gründlich. Doch man gewöhnt sich  
schließlich an alles, und die Miene,  
die Herr Werther bei diesen zwei-  
teiligen kulinarischen Genüssen auf-  
setzte, hätte jedem Wärtner Ehre ge-  
macht. Je nun, man ist nicht un-  
sinnig erst ein halbes Jahr verheiratet!

Wie gern hätte Frau Ise selbst  
geloht! Aber ach, die Geheimnisse  
dieser Kunst waren ihr ein böhmisches  
Dorf. Als höhere Tochter hatte sie  
das Mädchengymnasium besucht und  
viel Weisheit in ihr reizendes Köpf-  
chen gepflanzt. Der Homer konnte sie  
aus dem „ff“, aber eine Rals-  
brust wußte sie von einem Nechtleger  
nicht zu unterscheiden. Direkts Ver-  
einstand konnte sie wie am Schnür-  
sen herabsetzen, aber eine Gerstenuppe  
hätte sie nicht herzustellen vermocht.  
In der Brautzeit sieht man alles  
durch eine rosige Brille und so hatte  
Herr Werther gleich einer Kata  
Würgens stets die perfekte Zukunfts-  
küchin vorgeföhrt.

Dora, das neue Faktotum, ließ  
sich nach dem Gespräch von den  
neuen Besen ergötzen an. Sie  
schaffte unbedenklich von sich die  
fahle, trieste von Liebenswürdigkeit  
und Bescheidenheit — was Wer-  
thers die Hauptfrage war — sie  
lachte famos. Frau Ise war glück-  
selig über ihre vorzeigliche Wahl und  
ihre Gatte machte beim Mittagessen  
wieder Späßen, ein Zeichen, daß der  
Barometerstand seiner Laune sehr  
günstig war. Doch man jedoch nicht  
unterdrückt unter Palmen wandeln,  
sollte unser Märchen bald genug er-  
fahren. Nach wenigen Tagen schon  
entsetzte sich Frau Ise über Doras  
Wegverbrauchen an Eiern und Butter  
gegenüber ihren Vorgängerinnen.  
Mit einer darauf bezüglichem zarten  
Andeutung kam sie aber schon bei  
den Mädchen an, denn diese warf sich  
stolz in die Brust und erwiderte mit  
der Würde einer Königin: „Stu esfen  
kostet Geld!“ Die Hausfrau zog  
hierauf wie ein gescholtener Pudel  
von bannen und hatte von da ab  
Furcht vor der Bestrahlung.

Eine andere schwache Seite der  
edlen Donna bestand in ihrer Vor-  
liebe für's Militär. Schon am zwei-  
ten Sonntag nachmittag stellte sich ein  
flotter Dragoon in der Küche ein.  
Frau Werther sah zufällig durch den  
Türspalt, wie er sich ein respectables  
Stück Kuchen munden ließ und ein  
Glas Wein vor sich stehen hatte, bei-

dem natürlich von ihrem Tisch. Nach  
einer Weile verschwand die gleich ein-  
em Pfingstfesten aufgekuppelte Dora  
mit ihrem Herzallerliebsten und erst  
am neun Uhr abends kam sie wieder  
heim. Sie sah äußerst vergnügt aus  
und sagte ihrer Herrschaft ganz  
harmlos guten Abend. Diesmal  
konnte Frau Ise ihren Groll nicht  
bemeistern und ließ eine donnernde  
Philippika vom Stapel. Gefassen  
hörte die „Perle“ die zärtliche Dame  
an und erwiderte darauf ruhig: „Je-  
der Mensch hat etwas für's Herz; ja,  
Madame hat ihren lieben Mann, ich  
habe meinen lieben Schatz!“ Sprach  
und verschwand. Am liebsten hätte  
die anfänglich betraute zur Galgstrafe  
erklärte Frau des Hauses der frohen  
Person gelüchelt, allein Werther dul-  
dete es nicht. Denn ach, wie ein dra-  
gendes Gespenst flieg sie vor seinem  
geistigen Auge auf, die Köchinlose,  
die schredliche Zeit!

Am nächsten Sonntag kam der  
liebe Schatz nicht ins Haus, dagegen  
pakte Dora ein riesiges Stück Brot  
nebst anderen guten Dingen in eine  
große Dose und brachte es ihm.  
„Sie wußte ja längst aus Erfahrung,  
daß ich Ihre Liebeshandlungen das härteste  
Soldatenherz erweichen. Auch unter  
der Woche bemerkte Ise öfters, daß  
Dora mit ihrem Gussfuß vor dem  
Haufe plauderte, aber —“

„Nun, man ist nicht un-  
sinnig erst ein halbes Jahr verheiratet!“

Es mußte offenbar einen Streit  
zwischen den Liebenden gegeben haben,  
denn die „Perle“ wurde täglich stiller  
und mürrischer. Streng befollgte sie  
das Gebot der Bibel: „Eure Rede sei  
ja, ja oder nein, nein!“ Leider er-  
weiterte sich ihr tiefer Kummer auch  
auf ihre Tätigkeit am Herd; ge-  
zackte Nuten und ein gelatzener  
Traubentuch waren bereite Zeugen  
ihres Seelenzustandes. Ihre einzige  
Beschäftigung in ihrer freien Zeit be-  
stand im Lesen schauerlicher Hinter-  
treppenromane. Das Schicksal der  
eingetretten wundervollen Gräfin  
Abelgunde oder der geheimnisvolle  
Wald aus dem Ritzhof rührten sie  
zu lauten Schluchzen, wogegen alle  
Lustmotive ihrer Herrschaft wir-  
kungslos an dem harten Panzer ihres  
Inneren abprallten.

„Aber ach, einmal sollte er“ doch  
noch aus der Belibtheit erscheinen.  
Es wurde der Geburtstag des Haus-  
herrn gefeiert und hierzu eine kleine  
Gesellschaft eingeladen. Ise hatte  
zuvor ernsthaft mit Dora gesprochen  
und teilte durch gültige Worte, teils  
durch die verlockende Aussicht auf ein  
neues Winterhut den Ergreis des  
Mädchens aufs neue entflammt.

Schon bei der vorzüglichen Suppe  
erzählte man das erfreuliche Bei-  
fallsgerummel der Gäste. Der Fisch  
schmeckte ausgezeichnet, und der  
prachtvoll garnierte Lendentraten lief  
wahre Begeisterung hervor. Allge-  
mein wurde Frau Werther um Dora,  
diese Köchin der Kochkunst, benei-  
det. Doch das Unglück schreit  
schnell! Als die ebenso gut zubereit-  
ten Hüfner herangerückt wurden,  
durchzuden den Hausherrn plötzlich  
der seltsame Gedanke, daß der Ge-  
fäßgefäßhändler lauter Hühnerbraten ge-  
liefert habe, denn weit und breit war  
kein Schlegelchen zu erbliden. Auch  
Ise gewahrte es; sie kam aber der  
Wahrheit ziemlich nahe, und  
abnungsvoll räumte sie dem bestirzten  
Gatten das Schredenswort „Gustav“  
zu. Sie war von jetzt an bestimmt  
und schaute mit dem Wde einer  
Kassandra vor sich hin.

Als plötzlich erlöste aus der Küche ein  
fürchterlicher Schrei, begleitet von  
tausendfachen Klirren. Wie von ei-  
nem Felsensenden von ihren Plagen in  
die Höhe, und nur dem beruhigenden  
Zureden des Hausherrn gelang es, die  
Wüste zum Dableiben zu bewegen.  
Frau Ise war natürlich sofort in die  
Küche geeilt und dort auf einen  
Stuhl gestürzt, denn der Anblick,  
der sich ihr bot, war entsetzlich.  
Gustav war wirklich gekommen. Er sah  
und ach ganz gemächlich am Küchen-  
tische und hatte einen Hügel von  
Hühnerknochen auf seinem Keller lie-  
gen. Gerade als Ise einzat, führte  
er eine Weinflasche zum Munde.  
Dora rannte wie besessen umher und  
rief mit dem Tone einer Furie:  
„Hinaus!“

Der Boden sah schredlich aus. Die  
Trümmer der stolzen Meißner  
Platte lagen mittig dem süßen  
Speise neben der triftallenen Sal-  
atenschüssel, daneben zerfiel ein Wein-  
strom — — — kurz, es war ein  
Skandalen schlimmster Art!  
Die Hausfrau fühlte sich einer  
Opnmacht nahe und mußte sich in ihre  
Schlafgemach zurückziehen. — Bald

# Unsere Schnittmuster - Oster

Kleiderhülle mit Rimonsärmeln.  
No. 5343.  
Einfach und praktisch ist dieser Kleideranzug, eine Kombination von Kleid und Schürze. Der Obertheil ist in Form einer Bluse gearbeitet, während die vordere Tasche, die sich im Hause als sehr nützlich erweisen, den Schürzencharakter behalten. Besonders ist es der Tag, der sehr apart wirkt. Dazu kommen die Rimonsärmel und der lebensame Hobstschmitt. — Gingham ist zu Schürzen der beste Stoff, auch Cambrie oder ein anderer



Als unlängst die Teilnehmer an der Tagung der Schiffbautechnischen Gesellschaft Berlin in Friedrichshagen eintrafen, wurden sie an der Zeppe linienwerk vom Grafen Zeppelin empfangen, der dann in der Luftschiffhalle am Grippes des im Bau befindlichen Luftschiffes L 32 den Wälsten sein System erläuterte und hierauf einen Vortrag über seine Luftschiffe hielt. Der Graf führte u. a. aus:  
„Den hohen Wert, den mit nun bringender Luft sichererfahren Luftschiffe gewinnen könnten, ließ mich namentlich der im Jahre 1874 veröffentlichte Vortrag des Reichspostreitors Stephan über „Welpost und Luftschiffahrt“ erntern. Das rief den Wunsch der Verwirklichung solcher Schiffe in mir wach. Die wenigen Motorluftschiffe, die damals schon gefahren waren, konnten mir bei ihren zu geringen Leistungen nicht als Vorbilder dienen. Aber so viel war mir von Anfang an klar, daß im Gegensatz zur Wasserfahrtschiffahrt, bei der ein als Floß gebrauchter Baumstamm schon für die ersten Menschen ein nütziges Fahrzeug darstellte, gleich das erste Luftschiff, das einmal wirklichen Wert erhalten sollte, sehr große Ausmaße bekommen müsse. Da die Verwendung verbünnter Luft wegen der großen Gewichte der zur Unterhaltung der Wärme nötigen Brennstoffe nicht in Betracht kam, so blieb nur das Wasserstoffgas übrig. Man hat mir das Bauen von Luftschiffen, bei denen ein so feuergefährliches Gas verwendet werden muß, vielfach verweigert. Aber heute wird niemand mehr diese Gefahr so hoch einschätzen, nachdem bei mehreren tausend Jahren nur eines meiner Luftschiffe — und dieses nur infolge des unglücklichen Zusammenstreffens verschiedener Ursachen — in der Luft verbrannt ist. Der geringe Auftrieb in der Luft nötigte mich gleich zu Anfang zum Bauen in so gewaltiger Größe, daß ich den bald eintretenden allgemeinen Zweifel an der Gesundheit meines Verstandes vorausahnte. (Gelächter) Die wichtigsten, durch den Auftriebsgewinn ermöglichten Neuerungen waren im Laufe der Zeit der Einbau eines dritten Motors, die Funkenentzündung, die behaglichen Aufenthaltsräume, der Einbau von Scheinwerfern usw. So gelangte man allmählich zu den heutigen Luftschiffen. Es liesse sich schon mit den heutigen Luftschiffen ein regelmäßiger Verkehr einrichten, z. B. zwischen Berlin und London, oder Stockholm, der lohnend würde, sobald durch längeren Betrieb die Leberzeugung allgemein geworden wäre, daß man nicht behaglicher, freier von Seekrankheit, schneller und gefahrloser reisen kann. Doch das Erreichte stellt nur eine Stufe der Entwicklung dar, die ich mit von Anfang an für die Luftschiffahrt gebacht habe. Erst wenn ganz große Reifen mit lohnender Fracht sicher zurückgelegt werden können, wird das Ziel erreicht sein.“

In seinem Schlusswort gab Graf Zeppelin der Erwartung Ausdruck, daß sich unser Geschlecht nicht so klein finden lassen möge, daß es wegen der zurzeit wohlhaft verfügbaren Fortschritte der Flugzeuge es unterließe, den Luftschiffen unentwegt die Ausgestaltung zu geben, welche sie zur Eroberung ihres weiten Gebietes befähigen würde.  
Bestrebungen bereitete sich den Rasse selbst und behüte für jede Tasse, fechtig Bohnen ab.

Bestellungsanweisung.	
Die Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einzahlung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich geschrieben an und schicke den Coupon nebst 15 Cent für jedes bestellte Muster an das	Omaha Tribune Pattern Dept
1311 Howard St.	
Der „Omaha Tribune“ Coupon	
Schneidmuster No. ....	
... Bolle Größe oder Zollweite.	
(Nähre .... bei Kinderkleidern.)	
Name .....	
No. ....	
Stadt .....	

Ein Geschlecht von Dubelsadbläsern.  
In Schottland ist dieser Tage Rochele Mac Crimmon gestorben, die letzte der Familie Mac Crimmon, und ganz Schottland ist in Trauer verfallen, denn sie war der letzte Erbe eines berühmten Geschlechtes von Dubelsadbläsern. Mit ihr verschwindet der Name der Mac Crimmon. Es gibt keinen Schotten, der nicht behaupten würde, wenn er die scharfen Triller und das Gemurmel des berühmtesten aller gälischen Klagegesänge hört, des „Alagegesanges der Mac Crimmon's“. Die Mac Crimmon's haben italienisches Blut in ihren Adern. Vor einigen Jahrhunderten brachte Mac Leod, eines der Häupter des Clans, von einer Reise nach Italien einen Kartenpieler aus Cremona mit nach Schottland, denn damals war das Kartenpielen in Schottland sehr beliebt. Der Cremonese Musiker wurde Schotte und nannte sich Mac Crimmon, und seine Nachkommen wurden berühmte Dubelsadbläser. Sie übten nicht nur die Kunst, auf dem Dubelsad zu spielen, sondern komponierten auch eine Unmenge von „Brodch's“, das sind wilde Schlachtengesänge, und andere Lieder, auf dem Dubelsad zu spielen; sie grübelten auch in Dunegan, wo sie wohnen, eine Schule für Dubelsadbläser, die sehr berühmt war. Aus allen Teilen von Schottland strömten die Schüler herbei, und auch die Schöne der Häupter der Clans kamen nach Dunegan, um von dem Mac Crimmon's die Kunst des Dubelsadblärens zu lernen.  
— Karriere. Schulreifer (sein Weibesehen). Du hast also die Tochter des reichlichen Prinzen's Bischof geerbetet; (troniſch) sonst bist Du nichts geworden?“  
„Doch — Familienpaar!“